

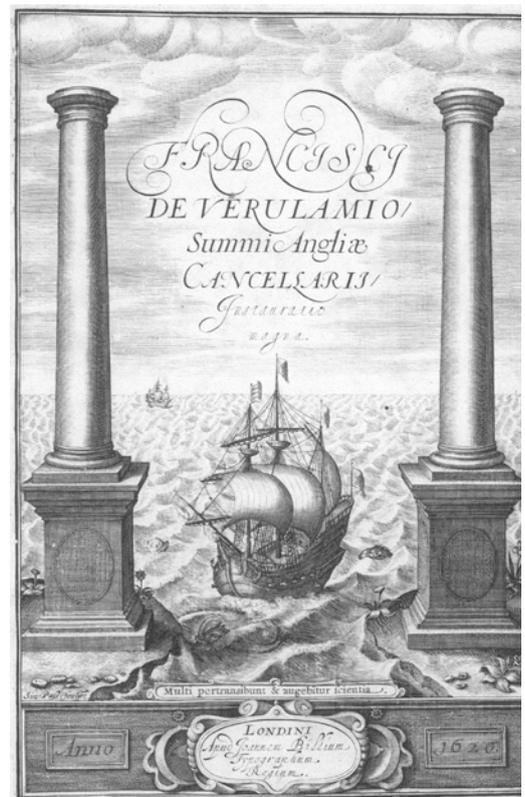
EUROPA – Die „Neue Welt“ und die alten Texte

Die Zukunft der klassischen Sprachen in der Schule

Ein Diskussionsanstoß

Friedrich Maier

1620 war ein Jahr, das die Welt veränderte. Setzte es doch die bislang wohl spektakulärste Zeitenwende in Gang. Der Engländer Francis Bacon hatte sein in Latein geschriebenes Werk „Die große Erneuerung“ veröffentlicht (*Instauratio magna*, auch: *Novum organum scientiarum*, „Neues Werkzeug der Wissenschaften“). Ein stolzer Titel. Wer sich ob des darin enthaltenen mächtigen Anspruchs an den Kopf griff und zweifelnd innehielt, dem half der Autor durch den Kupferstich im Frontispiz des Buches auf die Sprünge. Da fährt ein Schiff über die Säulen des Herkules hinaus in die Weite des Atlantik – und signalisiert den Aufbruch der Europäer in die „Neue Welt“ (*Mundus Novus*). Die Unterschrift dazu verbindet Bild und Thema, jedoch rätselhaft verdunkelnd: „Viele werden durchgehen und das Wissen wird sich vermehren.“ (*Multi pertransibunt et augebitur scientia.*) Der Vergleich macht deutlich, was Francis Bacon im Sinn hat. Zur Fahrt in die „Neue Welt“ auf dem Planeten hatten sich viele hinaus auf das große Meer gewagt. Sie entdeckten Amerika. Ebenso mutig werden, so die kühne Aussage, viele in den Arealen des Geistes in die „Neue Welt“ vordringen.



Francis Bacon: *Instauratio magna*, 1620, Titelblatt (Foto: Wikimedia)

Und was wird ihre Entdeckung sein? Wissen – das an Umfang sich vermehren wird. Aber wie? Bacon baut den Rahmen dazu, er setzt Bedingungen dafür. Wie Ödipus kraft seines Wissens das Rätsel der Sphinx löst und sich die reale Macht eines Königs, des Königs von Theben, verschafft, muss der geistbegabte Mensch sein durch Forschung gewonnenes Wissen in die Praxis umsetzen (*ad practicam transmittere*), zu einem realen, handfesten Gewinn machen: zu Macht, Überlegenheit, Herrschaft. Das Diktum „Wissen ist Macht“ (*Scientia est potentia*) geistert seitdem durch die Stuben der Gelehrten und Belehrteten. Es wird zur Parole eben dieser avisierten Erneuerung, deren Programm letztendlich zur „Herrschaft über die Natur“ (*imperium in naturam*) führt, welche zwangsläufig „die Herrschaft über die Menschen“ (*imperium in homines*) zur Folge hat.

Wissen und Technologie

Bacons Appell kommt einem Startschuss gleich. Wozu? Der Mann trägt auch den Ehrentitel „Erneuerer der Künste“ (*instaurator artium*). Was meint hier aber *ars*? Mehr als „Kunst“, auch nicht nur „Wissenschaft“. Die Formulierungen im lateinischen Text helfen zum Verständnis. Da steht: Wer sich auf eine Sache versteht (*rem callet*), „bemächtigt sich“ seines Zieles, und jeder *artifex*, jeder „Kunst-Tätige“, verfügt herrschaftlich über sein Werk, über das von ihm Geschaffene. Wobei es ausschließlich auf Ergebnis und Wirkung (*opera et effectus*) ankommt. Auf welchen Gebieten? Dort, wo es um „die Dinge der Natur“, um „die Körper, die Medikamente, die Maschinen usw.“ geht. Daraus erhellt sich die Bedeutung von *ars*: Im Begriff steckt offensichtlich der ganze Sinngehalt des griechischen Wortes *techne*, „Kunst, Wissenschaft, Handwerk“. Für Bacon ist *ars* die auf den Einsatz wissenschaftlichen Denkens (*logos*) gegründete Technik. Folgerichtig hat man nicht viel später dafür den Begriff „Technologie“ geschaffen. Der *artifex* (gr. *technites*) ist demnach „der Techniker“, noch treffender „der Meister in den Techniken“, der „Technologe“. Die „Große Erneuerung“ wird sich, so Bacons Prognose, auf den Feldern der Technologie vollziehen. Der Engländer gilt deshalb – das ist seit langem unbestritten – als Begründer der „technologischen Revolution“.

Der Boden dazu war freilich längst bereitet. Seit Nikolaus Kopernikus, „der Zerstörer des Mittelalters“, 1543 die Erde „aus dem Zentrum des Universums ins X rollen“ ließ (Friedrich Nietzsche), hatte sie ihren heiligen Status verloren. Sie war verfügbar, dem forschenden Zugriff des Menschen frei zugänglich geworden. Das alte Weltbild war aus seinen Fugen gerissen, nicht ohne Folgen für das Selbstverständnis der Menschen, wie im larmoyanten Ton eines Dichters von damals spürbar wird:

*„Das Element Feuer ist verlöscht, die Sonne ist nicht mehr,
was sie war, und auch die Erde. Und man gesteht, dass diese Welt
vorbei ist [...]“*

(John Donne, 1619)

Der Mensch suchte schon damals nach neuer Orientierung, auch nach einem neuen Verhältnis zu Natur und Erde, zumal man auch aus der Bibel die Legitimation zu einem herrschaftlichen Umgang mit der einst sakrosankten „Mutter Erde“ entnahm. Das Gebot „Bevölkert die Erde und macht sie euch untertan!“ (*Replete terram et subicite eam!*) des sechsten Schöpfungstages (Gen. 1,28) verstand man als „Herrschaftsauftrag“, der seiner Erfüllung harrte. Bacon lieferte dafür etwas mehr als ein halbes Jahrhundert später die philosophisch-wissenschaftliche Begründung.

Technik und Naturwissenschaften nahmen seit 1620 Fahrt auf – mit einer nicht mehr zu bändigenden Dynamik. Wie aus dem Schlauch des Äolus die wilden Winde – zu Odysseus' Leidwesen – entfesselt entwichen, so entwickelten sich mit zunehmendem Tempo alle auf die Natur gerichteten Wissenschaften – eine Entwicklung als Prozess und Progress, als unaufhaltsam sich steigernder Fortschritt. Altes wurde abgelöst von ständig sich erneuerndem Neuen. Neu entdeckte Grundstoffe schufen die Voraussetzung: Strom, Gas, Öl, Dynamit, Chemikalien. Statt Kerze und Docht erhellten alsbald Glühbirnen, Neonleuchten, Halogenscheinwerfer die Straßen und Räume. Im antiken Rom hingen an den Wänden der Tempel matt leuchtende Fackeln. Das „Goldlicht“ der Scheinwerfer schafft in den modernen Stadien immer perfekteres Grün. Die Kutsche wich dem Auto, dem Bus, der Dampflok, dem ICE. Waren es noch vier Pferde, die vor die Quadrigen gespannt im Oval des römischen Amphithea-

ters dahinstürmten, so jagen heute die Boliden mit nahezu 1000 Pferdestärken durch die Kurven der Formel-1-Strecken. Zum Brief gesellten sich Telegramm, Funkspruch, E-Mail und Tweets. Die Reihe „schreiben, morsen, mailen, simsens, chatten, whatsappen“ signalisiert das rasend wachsende Tempo im Schriftverkehr von Stadt zu Stadt, über die Kontinente hinweg.

Ikarus' Traum vom Fliegen gewann Realität: Sein Wachs-Gefieder-Machwerk mutierte zum Fesselballon, Flugzeug, Düsenjet, Raumschiff. Der antike Himmelstürmer stürzte bei seinem Flug zur Sonne ab. Neil Armstrong landete 1969 sicher auf dem Mond und kehrte heil zur Erde zurück. Seitdem umkreisen ohne Unterlass Satelliten als „Begleiter“ den Globus. Die Sehnsucht nach der Weite und Ferne des Universums ist bei vielen nicht geringer als die „Leidenschaft zum Himmel“, von der Ikarus in der Phantasiewelt des Mythos erfasst worden ist. Kämpfte man einstmals mit Feuer und Schwefel, mit Schwert und Lanze, so schaffen seit Beginn der Neuzeit Pistole, Gewehr, Maschinengewehr, Kanone, Flak, Rakete, Atom- und Wasserstoff-Sprengkopf Tod und Verwüstung – mit exponentiell wachsender Wirkung. Und wie steht es mit den „Medikamenten“ (*medicamina, medicinae*) und den „Maschinen“ (*machinae*), an denen sich nach Bacon die Umsetzung von „Wissen“ in die Praxis vordringlich vollziehen wird? Die einen, die Medikamente, verfeinern unaufhaltsam ihre Heilkraft, mit der Folge, dass sich die Gesundheit der Menschen im Durchschnitt permanent stabilisiert, ihr Lebensalter erhöht, bis zu 150 Jahren, wie man jetzt schon prognostiziert. Die anderen, die „Maschinen“ sind Schritt für Schritt zu sich selbst steuernden Labors, zu Automaten geworden, unter denen sich soeben der Roboter als ihr „klügster“ Repräsentant die Dominanz zu erobern anschickt. Das Zauberwort schlechthin, das heute Politik, Wirtschaft, Schule, Wissenschaft, letztlich alle Lebensbereiche in seinen Bann zwingt, heißt „Digitalisierung“, die Krönung im Prozess des „technologischen Fortschritts“. In der totalen Vernetzung der Welt gewinnt die „Allgewalt“ des Menschen Dimensionen, wie sie kaum noch umfassender gedacht werden können. Nicht in seinen kühnsten Gedanken erahnte Sophokles solche Leistungen, als er 441 v.Chr. für seine *Antigone* das Hohe Lied auf die Geisteskraft des Menschen schrieb, das mit den Versen beginnt:

*„Vieles ist gewaltig und nichts ist gewaltiger
als der Mensch. [...]“*

(Antigone, 332 f.)

Das Futur in Francis Bacons Subskription unter dem Titelbild seines Werkes hatte prophetische Kraft. Was er voraussagte und einforderte, ist geschehen. „Viele sind hindurchgegangen und das Wissen hat sich vermehrt.“ Sein Appell an die „Meister der Künste“ fand tausendfachen Widerhall. Hymnen wurden auf den „Fortschritt des menschlichen Geistes“ gesungen. „Seine Grenzen liegen allein im zeitlichen Bestand des Planeten“. So triumphierte schon der Franzose Condorcet 1793 in uneingeschränktem Optimismus. In der Tat, die von Bacon geforderte „große Erneuerung“ manifestiert sich in einer unendlichen Zahl von Entdeckungen.

Die Alte Welt veraltet?

Die Revolution als die Umwälzung des Bestehenden ist vollzogen. Die Welt hat sich total verändert. Aldous Huxleys „Schöne neue Welt“ ist da, sie ist auf dem Weg, die schönste zu werden. Das Epizentrum dieses progressiven Prozesses lag in der Alten Welt. Doch diese scheint von der „Neuen Welt“ ins Abseits gedrängt zu sein. Ist sie also veraltet? Ist alles Alte obsolet geworden, nur noch Schauplatz musealer Erinnerungsobjekte? Sind die Produkte menschl-

chen Geistes mit ihren Erkenntnisgewinnen und gesammelten Lebenserfahrungen aus der Frühzeit kulturellen Schaffens allesamt wissenschaftlich überholt, allenfalls historisch interessant als Erstimpulse moderner Forschungsambitionen?

Die Veränderung geschah an den „Sachen der Natur“ (*res naturales*), also an den manuell fassbaren, sinnlich wahrnehmbaren Objekten, an den gewissermaßen materiellen Stoffen und Kräften, wie sie in Zahlen und Formeln zu fassen sind. Wie aber verhielt es sich mit den immateriellen, den ideellen „Substanzen“, mit dem, was der Geist sich von früh an erdacht, durch Schrift, Zeichen und Bild festgehalten und so überlieferbar gemacht hat? Gemeint sind etwa die Tugenden und Werte, die Rechtsnormen und universellen Prinzipien, die religiösen Rituale, die Kriterien für das Schöne und Gute. Galten auch sie damals als veraltet, bedurften sie gleichfalls der „Großen Erneuerung“. Gibt es auf diesen Feldern überhaupt Fortschritt, einen Prozess, in dem Neues das Alte zum Besseren hin ablöst? Ist etwa die Gerechtigkeit, wie sie der Grieche Solon erstmals festlegt und Aristoteles nicht lange danach definiert, von späteren Denkern immer „neuer“, als in seinem Wesenskern treffender bestimmt worden? Themistokles hat 480 v.Chr. in seinem auf Stein geschriebenen Erlass an die Athener die Freiheit als das höchste Gut verkündet, das sie zum Kampf gegen die Perser verpflichtet. Sollte etwa *die* Freiheit besser, vollkommener sein, die eine Statue im Hafen von New York als Symbol der „freien Welt“ repräsentiert?

Ist jene Macht, die man jenseits der Natur vermutet, die die Menschen vor oder hinter dem Universum als existent glauben, ob man sie nun „Weltgeist“ (*logos*), „Gott“ oder „Schöpfer“ nennt, heute plausibler fassbar, glaubhafter bestimmbar als vor drei Jahrtausenden? Selbst ihre Leugnung wäre kein Fortschritt; den Atheismus verkündeten schon die antiken Materialisten Leukipp und Demokrit. Das rational Unfassbare ist heute so geheim, wie es damals war. „Weisheit“ war bei den Alten offensichtlich der Leitbegriff im Zusammenleben der Menschen, weshalb man deren denkfähigste Köpfe als die „Sieben Weisen“ bezeichnete. Auf dem Scheiterhaufen soll der steinreiche König Kroisos, der sich als der glücklichste Mensch wähnte, dreimal den Namen „Solon“ gerufen haben. Warum? Er sah die Wahrheit in der Aussage dieses zu den Sieben zählenden Weisen ein: „Man soll keinen vor seinem Tod glücklich preisen.“ Wo ist der graduelle Unterschied zum weisen Wort jenes namhaften Schauspielers von heute, es habe wenig Sinn, „der reichste Mann auf dem Friedhof zu sein“. Selbst der x-fache Milliardär steht diesem Affront wehrlos gegenüber. Was ist endlich Glück, Treue, Verlässlichkeit, Selbstbeherrschung, Nächstenliebe, Menschlichkeit? Wer kennt und nennt den Fortschritt in deren Wachsen und Sich-Verwirklichen?

Alle hier angedeuteten ideellen „Substanzen“ sind letztlich Inhalte oder Facetten des moralischen Bewusstseins. Das Wissen darüber mag sich vermehrt haben und weiter vermehren. Doch es gilt: „Im Bereich des moralischen Bewusstseins und des moralischen Entscheidens gibt es keine gleichartige progressive Addierbarkeit des Wissens.“ So ein weiser Mann unserer Tage: Benedikt XVI. Folgerungen, die sich aus dem Wissen darüber ergeben, muss jeder Einzelne für seine moralischen Entscheidungen neu ziehen, muss jede Generation sich neu erarbeiten. Gewiss ändern sich die äußeren Bedingungen des Lebens, der Gesellschaft, der Politik, des Weltverständnisses, so dass sich womöglich bessere, auch leichtere Bedingungen einer Verwirklichung von Werten, Tugenden, Prinzipien ergeben. Diese selbst aber sind in ihrer Substanz unverändert oder kaum veränderbar. Freiheit bleibt im Kern Freiheit; es änderten sich nur der Anspruch darauf und ihre Einschränkung durch die Bedürfnisse der Gemeinschaft. Gerechtigkeit meint im Grunde – von welcher Position aus auch immer man sie einfordert – den fairen Ausgleich von Interessen.

Die Philosophiegeschichte der Alten Welt hat zweifellos große und großartige Werke über die angedeuteten Facetten des moralischen Bewusstseins – man nennt es heute auch „Wertebewusstsein“ – hervorgebracht. Das erarbeitete Wissen darüber, die gewonnenen Erkenntnisse füllen dicke Volumina. Doch wenn der Engländer Alfred North Whitehead im vergangenen Jahrhundert den ganzen Zuwachs nahezu ohne Widerspruch nur als „eine Serie von Fußnoten zu Plato“ bezeichnen konnte, so zeigt dies, dass es eben auf diesem Felde nicht den Fortschritt geben kann, den Francis Bacon den Naturwissenschaften zur programmatischen Vorgabe gemacht hat. Ein Flug in das Reich der Ideen oder an den Rand des Universums von Werten und Tugenden – etwa auf der Grundlage eines erreichten Forschungsstandes – wäre eine wirre Vorstellung. Der Fortschritt ereignet sich hier nicht an den Objekten des denkenden Menschen, er vollzieht sich langsam in seinem Inneren, in jedem Einzelnen von neuem – im Prozess seines Reifens, seiner Entwicklung zur Persönlichkeit – einer Entwicklung, die Elternhaus, Schule, Arbeitsplatz, Universität, gesellschaftliches Leben befördern.

Literatur – Quelle substantiellen Wissens

Leitet sich daraus nicht der Kernauftrag aller Bildung ab? Nämlich am Aufbau eines Wertebewusstseins in den jungen Menschen mitzuwirken? Auch und gerade hier spielt Wissen eine Rolle, das tradierte, im Laufe der Geschichte modifizierte, auch vermehrte Wissen. Die Alte Welt, gegen die sich Francis Bacon mit seinem Erneuerungsausschrei wendet, hat hier mit ihrem Fundus an Wissen und Erkenntnissen nichts an Aktualität verloren. Die davon handelnde Literatur ist und bleibt „das größte Archiv der Menschheitsgeschichte“, so Gert Ueding (in: Zurück zur Literatur 2017). Das Interesse an Literatur sei wachzuhalten, auch an der alten Literatur. Nicht allein, weil man „die ehrwürdige Tradition bewahren möchte“, sondern um „auf das in den Werken der Vergangenheit zurückzugreifen, was auf die Gegenwart vorausgreift“.

Alles kommt hier deshalb auf die angemessene Vermittlung der Literatur und ihrer Inhalte an. Hier kann es freilich nicht um „Könnensqualitäten“, „Kompetenzen“ gehen, es sind Verhaltensnormen, handlungsleitende Prinzipien, Sinnmuster, Urteilkriterien, die nicht mit einem „Ich kann“ abrufbar oder gar bewertbar sind, was sich gerade vor dem Hintergrund der Bacon'schen Forderung deutlich zeigt. Sein *rem callere*, „sich auf eine Sache verstehen, eine Sache können“ – Voraussetzung für das Umsetzen von Wissen in Praxis –, lässt sich nicht auf den Bereich des moralischen Bewusstseins übertragen. Wie absurd wären Formulierungen wie: „Ich kann gerecht sein“, „Ich verstehe mich auf Menschlichkeit“? Solche ideellen „Substanzen“ verfestigen sich in der Auseinandersetzung mit dem tradierten geistigen Erbe langsam im Fühlen und Denken der Heranwachsenden, sie werden zu Elementen ihres geistigen und moralischen Haushalts, letztlich konstituieren sie den Charakter eines jeden Menschen. Charakter sei, so die heutige Gen-Forschung, nur zu einem Teil genetisch programmiert, für wesentliche Bedingungen sei der einzelne Mensch selbst verantwortlich, u.a. etwa für „Mentalität, Disziplin, Selbstgefühl“ (Johannes Huber, Der holistische Mensch, 2017).

Wissen ist für die Persönlichkeitsentwicklung die bestmögliche Voraussetzung, aber keine notwendige Bedingung. Gleichsam als Gärstoff wirkt es im Bildungsprozess eines Menschen. Solchen Gärstoff liefern nicht wenige Fächer, gerade aber solche mit Literatur, also Deutsch und die Fremdsprachen, auch Geschichte, Ethik und Religionslehre. Warum? Hier ist die

Auseinandersetzung mit Inhalten gefordert. Was hier aus den Texten erarbeitet wird, an Kenntnissen und Erkenntnissen, ist nicht das abfragbare Wissen, das sich aus den digitalen Informationsquellen im Nu herausholen lässt, das aber ebenso schnell wieder vergessen wird. Es sind das moralische Bewusstsein formende und tragende Einsichten, Erfahrungen, Überzeugungen. Je intensiver sich die Interpretation des Gelesenen vollzieht, je diskursiver das Gespräch darüber stattfindet, desto mehr verfestigen sich solchermaßen erarbeitete Wissensselemente in Kopf und Herz der Beteiligten. Sie prägen auf die Dauer den Charakter, begründen Haltung. Literatur ist zudem eine Sperre gegen geistige Verflachung, gegen die Trägheit im selbständigen Denken. Sie zwingt den Leser, bei sich selbst zu bleiben, „im intimen Raum der eigenen Phantasie“, sie füllt unsere „leeren Herzen“, wie es neuerdings der Schriftsteller Thomas Heffke (Über Literatur, 2017) ausdrückt. Insofern sei Literatur „ein Medium der Freiheit“, einer inneren Freiheit, die – an Sokrates hat es sich erstmals erwiesen – einer moralisch gefestigten Persönlichkeit essentiell zugehört.

Nicht alle Literatur eignet sich dazu. Worauf kommt es an? Auf ihren Gehalt, auf den Tiefgang der Gedanken, die Dramatik des Geschehens, die Provokation der Meinungen. Auch Werthaltigkeit sollte ein Anspruch sein, nämlich dass in dieser Literatur Werte wie Freiheit, Gerechtigkeit, Treue, Fairness, Ehrlichkeit, Frieden, Menschlichkeit situativ in ihrer Bedeutung und Problematik verlebendigt und erfahrbar werden. Literatur hat immer auch eine ethische Dimension. sofern sie Qualität hat – der Roman ebenso wie das Gedicht, die Satire nicht weniger als der kritische Kommentar. Eine Frage steht immer im Raum: Welche Inhalte rühren den Leser an, machen ihn betroffen, regen ihn zur Diskussion an, drängen ihn zu einem eigenen Urteil? Literarische Texte mit bei solchem Anspruch nachhaltiger Wirkung bieten die Philosophie, die Geschichtsschreibung, die Dichtung, der Roman, die Essayistik, nicht zuletzt der gehobene Kommentar. Die Literatur aller Jahrhunderte bietet sich dafür an. Gerade an ihr erweist es sich, dass eine *Instauratio magna*, wie sie Bacon für die Naturwissenschaften inaugurierte, da keineswegs ein Bedürfnis war. Im Gegenteil.

Die seit Beginn der Alten Welt einsetzende Tradition und Rezeption verweisen auf die kulturstiftende Kraft der Literatur, zumal der Antike. Eine literarische Revolution, ein Ab- oder Umbruch des Bestehenden hat hier erwiesenermaßen nicht stattgefunden. Die mehrfachen Renaissancen bezeugen gerade für jene frühe Literatur die Kontinuität ihrer Wirkung, in nahezu allen Bereichen der Kultur, der Dichtung, der Roman- und Dramenliteratur, der Malerei, der Architektur und der Musik. Ohne diese Rückorientierung gäbe es so manche kulturelle Öde. Was würde man nicht alles vermissen? Schillers „Ring des Polykrates“, Shakespeares „Julius Caesar“, Mörikes „Ich hasse und liebe“, Camus' „Der Mythos des Sisyphos“, Dürrenmatts „Romulus der Große“, Christa Wolfs „Medea“, Strawinskys „Oedipus rex“, Orffs „Carmina Burana“, Gerhard Marcks' „Orpheus und Eurydike“, Picassos „Minotaurus“, Max Beckmanns „Raub der Europa“, die bizarren „Wandteppiche“ im Münchner Herkulesaal, gewiss auch die von Paris als Geschenk nach Amerika verschiffte „Statue of Liberty“ im Hafen von New York.

Die Arbeit an und mit Literatur dient, so die gültige Meinung, der „kulturellen Orientierung“, sie weist einen sicheren Weg zur Identitätsfindung im eigenen Kulturraum. Denn Literatur gehört zum Kern der kulturellen Identität. Sie muss allerdings argumentativ abgesichert sein, soll sie nicht einseitig fixiert oder gar ideologisiert werden. Die antike Literatur hat für die Ausprägung von Europas Kultur die ersten Impulse gegeben, sie hat später mehrmals mit neuen Energieschüben diesen Prozess vorangebracht. Warum sollte sie nicht in den Stätten, wo junge Menschen zur Persönlichkeit reifen, den ihr gebührenden Rang beanspruchen dür-

fen? Zumal ihr zwei pädagogische Vorzüge zukommen: Einmal gilt es als ausgemacht, dass sich Stoffe an einfachen, weniger komplexen Situationen und Problemen, dort, wo sie noch nicht in umfassendere Zusammenhänge einbezogen sind, einleuchtender, mit nachhaltigerer Wirkung vermitteln lassen. Werte, Haltungen, Einsichten in Lebenssinn und Weltverständnis werden an den Quellen unmittelbar zugänglich. Wenn man sie langsam, vielleicht auch mühsam aus den einschlägigen Texten herausholt und vor Augen stellt, nimmt man sie, fündig geworden, aus nächster Nähe in Augenschein, vielleicht sogar mit ein wenig Staunen. Solches Arbeiten an den Wörtern, Begriffen, Sätzen, Kontexten schafft Wissen, Erkenntnisse, wie sie in keinem Wikipedia-Artikel stehen, wie sie sich auch nicht aus Übersetzungen, die immer von Deutung und Verständnis ihrer Gestalter eingefärbt sind, gewinnen lassen. Übersetzen des Originals ist Grabungsarbeit, ähnlich der des Archäologen, Schweiß treibend und Ausdauer fordernd – beim „grabenden“ Zugriff auf die Aussage eines Texten, auf Geist und Phantasie, die in oder hinter den sprachlichen Formen und Strukturen wirken.

Dazu kommt ein Zweites: In der Arbeit an Texten, die in der Frühzeit der Alten Welt entstanden sind, setzen gewissermaßen parallel verlaufende Prozesse ein. Zum einen erfahren die Heranwachsenden das Entstehen und langsame Sich-Aufbauen ihres Kulturraumes zu einer Wertegemeinschaft, zum anderen erleben sie an sich selbst die Ausprägung zu einer wertorientierten Persönlichkeit, wobei jeweils eben die gleichen Werte im Spiele sind. Zum Beispiel: Die später zu den „klassischen Tugenden“ avancierten Werte der Gerechtigkeit, Mäßigung, Tapferkeit und Weisheit sind im 7./6. Jahrhundert v.Chr. an weit voneinander entfernten Orten Griechenlands von Dichtern wie Solon, Tyrtaios, Xenophanes „entdeckt“ worden. In deren Texten sind sie mit Händen zu greifen. In der „Grabrede“ des Perikles auf die im ersten Jahr des Peloponnesischen Krieges Gefallenen erscheinen erstmals die Werte der Freiheit und Gleichheit als universelle Prinzipien menschlichen Zusammenlebens, als die tragenden Grundpfeiler einer neuen Staatsform. „Ihr Name ist Demokratie; sie ist Vorbild für andere.“ – eine Aussage, die im Geschichtswerk des Thukydides wie in Stein gemeißelt geschrieben steht. Darf sie nicht als „Besitz für immer“ gelten, wie vom Autor selbst formuliert? Wo doch gerade in unserer Zeit das vor zweieinhalb Jahrtausenden erstmals installierte politische Ordnungsmodell grundsätzlich Geltung beansprucht, als „eine Regierungsform, die besser als alle anderen ist“ (Winston Churchill).

Beim „Graben“ in solchen Originaltexten vollzieht der Literatur-„Archäologe“ diese Entdeckungen nach, wohl nicht unbeeindruckt und unbeeinflusst, zumal wenn ein Text dramatisch gestaltet ist. Das Wissen um diese Werte wird sich in ihm festsetzen. Die Literaturtheorie hat solche Parallelitäten einmal als das Zusammenspiel von Phylogenese und Ontogenese verstanden. Das meint: Was sich im Laufe von Jahrhunderten an Werten, Lebensmustern, Gemeinschaftsnormen, sinnstiftenden Ritualen in einem Volk aufbaut, wiederhole sich zumindest ansatzweise in der kurzen Zeit der „Menschwerdung“ eines jeden Einzelnen. Dieses pädagogisch angeregte Zusammenspiel befördere die Emanzipation, die Selbstfindung des Individuums.

Lektüre gegen die Hektik der Digitalisierung

Eine Frage stellt sich künftig in der Neuen Welt der totalen Digitalisierung – Bacons vorerst größtem Triumph – gewiss noch drängender: Ist das langsame, zeitaufwendige Arbeiten an den uralten Texten überhaupt noch sinnvoll? Cui bono? Wozu das Sich-Hineingraben in die Formen, Konstruktionen, Sätze, Perioden? Ist solch langsames Sich-Abrackern nicht ange-

sichts der überall erstrebten und erreichten Beschleunigung pädagogisch verfehlt, weil zum Zeitgeist, zur Arbeitswelt, ja zur Lebenseinstellung gegenläufig, kontraproduktiv, wo doch durch Knopfdruck, Klick, Finger-Wischer oder bloßen Gedankenimpuls Geräte sekunden-schnell ein-, aus- und umgeschaltet werden? Maschinen treten mit ihren Besitzern in Kommunikation. Das autonome Fahren macht bald, so die emphatische Werbung, das Auto zu einem „neuen Wohnraum“, in dem die Insassen fernsehen, Börsengeschäfte erledigen oder sich in des Menschen heute allerliebste Instrument, das iPad oder Tablet, versenken. „Die Leute verschmelzen geradezu mit ihrem Smartphone“, so kürzlich der Philosoph Yuval Noah Harari. 88-mal am Tag, so hat man errechnet, schaut durchschnittlich der Mensch in die ihm technisch vermittelte „Fernwelt“. Die permanente Fixierung auf den Augenblick lässt keine Chance zum Abschalten, zum Verweilen, zum Nachdenken, dazu, in sich so etwas wie Empathie, Aufmerksamkeit für die krassen Unterschiede im gesellschaftlichen Miteinander zu entwickeln. Jugendliche bedürften – nach dem Zukunftsforscher Horst Opaschowski – einer „digitalen Diät“, um „ihre Zeit so zu schützen wie ihre Privatsphäre“. Andere nennen das „digitales Fasten“ oder raten gar zu einer „digitalen Entgiftung“.

Wie einst das Handy machen heute, so glaubt man, jene immer diffizileren Hightech-Handapparate den Besitzer erst zum mündigen Menschen. Wer benötigtes Wissen – da nicht mehr im Hirn gespeichert – sich nicht flugs mit Google oder Yahoo zu verschaffen vermag, gilt als lebensfern, weltfremd. Glückselig dagegen, wer zu jeder Zeit „die ganze Welt in der Hand“ hält – die multiple Schautafel als Lebenselixier. Ihre Lebensdauer: kaum ein Jahr. Fast fashion – das Schlagwort gilt auch hier. Das Angebot von immer perfekteren Produkten ist rasant. „Schneller, höher, stärker“ (*citius, altius, fortius*): einst Devise für die Athleten in Olympia, heute eher die Kampfparole für die Strategen der Ökonomie, die bald alles und alle im Griff hat – zielstrebig, enthemmt und ohne Rücksicht auf Mensch und Natur. Faustisches Streben überall und permanent am Werk:

*Mich plagen keine Skrupel noch Zweifel,
Fürchte mich weder vor Hölle noch Teufel ...
(Goethe, Faust I)*

Vor Tempo und Masse heutiger Informationsquellen bleibt einem Fachangebot, das Zeit, Ruhe, Beharrlichkeit und Konzentration fordert, nichts, so scheint es, außer der Kapitulation – zumal in einer Schule, die mit gigantischem Aufwand die bislang vermeintlich zu kurz gekommene Digitalisierung, also den von technischen Apparaturen gesteuerten Unterricht in die Klassenzimmer zwängt – mit all der Hektik, Hetze und Oberflächlichkeit im Gefolge, denen das öffentliche Leben sichtbar ausgeliefert ist. Wem dröhnt nicht das Schlagwort „digitale Bildung“, der die Zukunft gehört, in den Ohren? Hinter den Mauern der Schule drohen Ruhe, Bedächtigkeit, nachdenkliches Innehalten, gar meditative Vertiefung, kreative Phantasie zu verschwinden. „Die Entdeckung der Langsamkeit“ kam einst einer sakralen Offenbarung gleich. Der Roman von 1983 gewann Aufmerksamkeit. Doch haften blieb allenfalls die romantische Rückbesinnung auf eine eher verklarte Vergangenheit. Wer wagt es denn heute noch, sich einer sich in allen Facetten stets erneuernden Technologie entgegenzustellen? Die „Selbstverklavung des Menschen“ (Konrad Paul Liessmann) scheint vollzogen. Bacon unterlag einer fatalen Fehlkalkulation: „Jeder Meister herrscht über sein Werk.“ Diese Zukunftsprognose des Engländers verkehrte sich ins Gegenteil. Das von ihm avisierte *imperium in homines* hat sich in einer von ihm kaum so erwarteten Weise verwirklicht. Objekte, von ihm erdacht, konstruiert und in Gang gesetzt, beherrschen den Menschen. Er ist nicht mehr Herr

seines Werkes, nur noch höriger, zuweilen süchtiger Nutznießer von dessen Wirkungen. Der Mensch unter der Kuratel einer technologischen Übermacht.

Die „wahre Naturphilosophie“ (*vera philosophia naturalis*) hat Vorfahrt auf dem Weg in die Zukunft und ihre „Meister“ (*opifices*) sitzen am Steuer. Wer heute aus naturwissenschaftlicher Sicht den Menschen „holistisch“, also ganzheitlich betrachtet, kommt zu dem Urteil: „Die industrielle Revolution hat nicht nur die Außenwelt des Menschen verändert, sondern auch die Welt in seinem Inneren. Die digitale Revolution hat in der Richtung noch viel mehr vor.“ (Johannes Huber) Der Widerstand dagegen ist unabdingbar. Bedarf es nicht gerade heute eines Sokrates, der einst „die Philosophie vom Himmel herabgeholt hat“, indem er ihr die Aufgabe stellte, vor dem Forschen nach der Natur am Himmel und auf Erden die Frage nach dem Menschen zu stellen – nach seinem Wert, seiner Würde, seiner moralischen Verantwortung? „Sokrates wehrte sich“, wie es Friedrich Nietzsche ausdrückte, „mit allen Kräften gegen die hochnäsige Vernachlässigung des Menschen – zugunsten des Menschen.“ Ist solches Engagement nicht die prinzipielle Aufgabe aller Philosophie, der „wahren Philosophie“? Die Krise des Globus schreit geradezu nach einer neuen „Sokratischen Wende“. Sokrates gegen Bacon! Sokrates, „dem Urknall aller späteren Philosophie“, lag daran, im Menschen das Bewusstsein für das Gute und Böse wachzurufen. Seine Mittel waren das Wort, das Gespräch, die Frage. Sein Denken erfolgte in Ruhe und mit Hartnäckigkeit, tief-schürfend, niemals übereilt, beharrlich, grübelnd, ergebnisoffen, oft in Ratlosigkeit endend. Wonach forschte er, zumal bei jungen Leuten, um es – wie eine Hebamme das Kind aus dem Leibe der Mutter – an das Licht des Tages, des Lebens zu heben? Er forschte danach, was das Gute ist, das Gerechte, das Gemeinnützige, das Fromme, das Tapfere, das Glückliche, das Göttliche. Sokrates stellte sich quer – mit Erfolg.

„Bei den Musen bleiben“

Es duldet keinen Zweifel. Heute sind Quergeister wie Sokrates gefordert: Leute, die es wagen, dem Zeitgeist entgegenzutreten. Leute, die sich gegen den alle und alles mitreißenden Strom der technologischen Erfolge stemmend, für den Primat des Menschen in einer von Wissenschaft und Wirtschaft dominierten Welt einsetzen. Bacon verteuflte das aristotelische Prinzip der „Erkenntnis um ihrer selbst willen“ ebenso wie alles theoretische Wissen der Antike als fruchtlos, ineffektiv und bar aller Lust, solange es „bei den Musen bliebe“, nur auf „das Wissen an sich“ (*ipsum Scire*) abziele – eine Diskriminierung der Geisteswissenschaften, die ihr Verhältnis zu den Naturwissenschaften mehr und mehr aus der Balance brachte. Wie wäre eine solche heute wiederherzustellen? Die Regeneration müsste von unten beginnen, indem sich zuvörderst die Schule – zumal das Gymnasium – nicht den lautstarken Propheten eines technologisch hochgerüsteten Bildungsstandards andient. Denen schwebt der *homo digitalis* als das wünschenswerte Ergebnis einer „modernen“ Schule vor. Hier ist Widerspruch gefordert. Nicht die „digitale Bildung“ sollte Maß, Kriterium oder gar Ziel eines guten Unterrichts sein, die den Heranwachsenden zur Persönlichkeit formt, sondern schlicht und einfach die „menschliche Bildung“ in einem umfassenden und vertieften Sinne – neuerdings zu Recht wieder als Kernaufgabe des Gymnasiums betont (Susanne Lin-Kitzling). Dadurch bliebe das Gymnasium in Begriff und Verständnis seiner von Urzeiten her geltenden Tradition treu, ohne das selbstverständlich gebotene Arrangement mit dem digitalen Medienangebot zu vernachlässigen. Bei Gott! Keineswegs also eine Dämonisierung der großartigen Chancen, die die neue Kommunikationstechnologie bietet! Nur die von der Vernunft gebotene Warnung: Auf das Maß und rechte Verhältnis ihres Einsatzes zum ausgewiesenen

Bildungsziel sollte es jeweils ankommen. Die literarische Bildung darf der Digitalisierung nicht zum Opfer fallen. Gegen Bacon sei deshalb die Parole gesetzt: „Bei den Musen bleiben“. Dafür haben neuerdings auch in dem Sammelband „Zurück zur Literatur“ (2017, hg.v. Gert Uerding und Jürgen Wertheimer) namhafte Autoren ein engagiertes, vielstimmiges Plädoyer gehalten.

Letztlich liegt es an den Fächern, ihren Stoffen und deren Präsentation. Welche Fächer werden dem Anspruch einer vertieften Allgemeinbildung gerecht, die junge Menschen zu einer den Anforderungen der Neuen Welt gewachsenen Persönlichkeit formt? Nicht auch und gerade die klassischen Fächer, deren Stoffe tief unten im Boden der Alten Welt angelagert sind? Die Beschäftigung mit ihnen wirft doch einen mehrfachen Gewinn ab. Die Grabungsarbeit in den antiken Texten mag auf den ersten Blick überholt, stressig, zeitaufwendig anmuten. Aber sind nicht die dabei aktivierten, antrainierten Eigenschaften und Verhaltensformen – wie Beharrlichkeit, Durchhaltekraft, Einsatzwillen, Lösungsdrang, Frustbewältigung, Erfolgsfreude, also die sogenannten Sekundärtugenden – in allen Berufen, zumal in den anspruchsvollen, gefordert?

Der „grabende“ Zugriff auf die im „Geröll“ der Texte fassbaren Inhalte fördert oft langsam und mühevoll geistige Schätze zutage, deren Wert den jungen Menschen emotional nicht kalt lässt, ihn rational fordert. Da gibt etwa der grausame, Rache-süchtige Achill wie verwandelt den von ihm geschändeten Leichnam Hektors seinem Vater auf dessen kniefällig vorgebrachte Bitte hin zur Bestattung frei, er ist sogar bei dessen Verladung auf den Wagen der Trojaner behilflich. In Gespräch und Geste der beiden Männer entwickelt sich eine Szene, die anrührt. Plötzlich liegt vor den Textbearbeitern ein Befund, der sie erstaunt und zum Nachdenken bringt. Ob hier nicht erstmals im Boden unseres Kulturraums eine Spur von menschlicher Regung, von Menschlichkeit fassbar wird? „Schwöre, dass du niemals mit den Römern in Freundschaft lebst!“ Diesen Befehl richtet der Karthager Hamilcar – wie bei Cornelius Nepos zu lesen – an seinen unmündigen Sohn. Beide stehen vor dem Altar im Tempel des Baal. Ein aufregender Vorgang. Lässt es junge Leser kalt, wenn ein Vater den Sohn auf lebenslangen Hass fixiert, dafür sogar das Treuewort einfordert? *Fides* – als „Vertrauen, Treue, Verlässlichkeit“ – wird hier erstmals als Problem vorgeführt. Ein Kind steht unter dem Zwang einer Herrschaftsideologie. Darf ein Vater so handeln? Sollte diese Situation nicht, wenn sie aus der verschlungenen Struktur der Textstelle zutage gefördert wird, den Widerspruch herausfordern, die Auseinandersetzung mit einem solchen Konflikt ein Gespür für moralisches Handeln wecken? Wird für uns in solch emotional aufgeladenen, existentiell herausfordernden Szenarien nicht tatsächlich die Antike als „das nächste Fremde“ (Uvo Hölscher) erfahrbar?

Literarische Grabungsarbeit fördert Wissen und Können, fordert Mut und Willen – Kategorien der rationalen und der emotionalen Intelligenz, die zusammen nachweislich die Persönlichkeit eines Menschen konstituieren. Solche Effekte tragen zugleich dazu bei, dass der Heranwachsende allmählich seine eigene Identität findet. Die ausgegrabenen und freigelegten Schätze sind in den untersten Schichten im Boden unseres Kulturraumes angelagert; in der Arbeit an ihnen wird den jungen Leuten oft schlagartig bewusst, wie, in welchem Ausmaß und mit welcher Nachhaltigkeit sie die ganzen Jahrhunderte hindurch bis heute fortgewirkt haben. Vieles in der heutigen Welt – so erkennen sie – wird erst von solchen Grundlagen her so recht verständlich. Es ist schlichtweg nicht von der Hand zu weisen: Die europäische Identität gründet im Boden der Alten Welt jener frühen Zeiten. Man wird vielleicht auch sagen dürfen, dass solche im wahren Sinn tiefgreifende Arbeit an originalen Texten der Antike eine

Identifikation mit der Idee „Europa“ erleichtert. Sie fördert auf jeden Fall zutage, „was Europa in seinem geistigen Kern ausmacht oder ausmachen kann“. (Jörg Dittmer)

Klassische Texte als Kontrastprogramm

Die Feststellung mag provokant sein, doch müsste sie erst mit guten Gründen widerlegt werden: Die Antike bleibt gefordert – heute und für die Zukunft. Der Bacon'schen „Großen Erneuerung“ ist, wie oben gesagt, ein Kontrastprogramm entgegenzustellen; sie bedarf eines Gegengewichts, wozu die klassischen Texte nicht wenige Pfunde bereit halten, zumal in der Philosophie, Geschichtsschreibung und Dichtung. Sie sind die ersten Speicher menschlicher Erkenntnisse und Erfahrungen, in denen sich meist existentielle Dimensionen erschließen. Als unerschöpflicher Inspirationsquell hat sich alle Jahrhunderte hindurch die antike Mythologie erwiesen, nicht nur Impuls gebend für eine Kultur des *l'art pour l'art*. Sie liefert auch fortwährend die Symbole für Fragwürdigkeiten in unserer stets sich erneuernden Welt. Nehmen wir etwa Ikarus. Wofür steht der himmelstürmende Jüngling heute? Durch seine Kunst, mit der sein Vater „die Natur zu erneuern“ wagt (*naturam novat*), weckt er im Sohn die Leidenschaft zum Himmel und stürzt ihn ins Verderben – ein Verderben, das heute in einem apokalyptischen Ausmaß dem ganzen Globus droht. Der Engländer John Armstrong hat bereits 1939 im bizarren Bild der zerfetzten Erdkugel die Ikarus-Vision als Warnung vor „*the domination of science and the rule of technology*“ (Jonathan Gibbs) präsentiert. Schlüpft nicht Sisyphus soeben in eine neue Rolle der Lebensdeutung? Sein tägliches Hinaufschleppen des Felsbrockens auf den Berg, von wo er sofort wieder herabrollt, symbolisiert bald nicht mehr die sinnlose Plackerei der täglichen Arbeit, eher die Leere eines kraft der „Maschinen-Künste“ zunehmend arbeitslos und langweilig werdenden Daseins. Und Orpheus, der in seiner Vermessenheit glaubt, in der Unterwelt durch Sangeskunst seine tödlich verunglückte Frau zurückzugewinnen? Zunächst scheint ihm das auch zu gelingen, doch letztlich scheitert er an der unerbittlichen Macht des Schicksals – denen zur nachdenklichen Besinnung, die heute glauben, durch ärztliche Kunst die Grenze ihres Lebens im Rhythmus von zehn Jahren durch Erneuerung verfallender Körperteile hinauszuschieben. Das Schattenreich, dem Eurydike nicht entkommen ist, wartet trotz allem auch auf den „neu konstruierten Menschen“. Schließlich: Warum sollten nicht die mythischen Bilder vom „Trojanischen Pferd“, „Fass ohne Boden“, „Phönix aus der Asche“, von „Herkulestat“ und „Europa auf dem Stier“ ihre symbolische Kraft behalten, womöglich für andere, stärker bedrängende Situationen?

Francis Bacon hat die Intention seines revolutionären Werkes in Kurzfassung dargestellt, und zwar in einem Traktat, das den Titel „Sphinx oder Wissen“ (*Sphinx sive Scientia*) trägt. Dieses ist Teil eines Werkes, das nicht von ungefähr „Von der Weisheit der Alten“ (*De sapientia veterum*) handelt. Darin geht es um mythische Stoffe in antiker Literatur, die dem Autor als Deutungsmuster für Politik und Wissenschaft dienen, woraus unmissverständlich klar wird: Bacons wissenschaftliches Erneuerungsmodell gründet auf Aussagen, Erfahrungen, Erkenntnissen der Antike. Diese liefert ihm das sprachliche und theoretische Instrumentarium. Insofern gründet seine Bildung auf dem Wissen der Alten Welt, das heute verloren ist oder verloren zu gehen droht. Der *homo digitalis* wird dafür keine Ambition mehr haben. Sein einschlägiges Traktat leitet Bacon mit einer Szene aus dem Ödipus-Mythos ein, wobei er wohl unbedacht und unbewusst, aber geradezu mit visionärer Wucht eine gültige Wahrheit ausspricht, die niemand, gerade aber nicht der an den Rätseln der Natur Forschende aus dem Blick geraten lassen sollte. Sie nennt mit einem einzigen Wort Maß und Ziel aller Bildungsprogrammatik, eben der „Allgewalt“ menschlicher Künste. Ödipus, der nach Macht und

Herrschaft strebende Königssohn, muss, um nicht von der Sphinx brutal zerrissen zu werden, das von ihr gestellte Rätsel lösen. Auf die Frage, welches Lebewesen vierfüßig geboren sei, dann zweifüßig, schließlich dreifüßig agiere und ganz am Ende wieder vierfüßig sei, gibt der Machtgierige die richtige Antwort: „Der Mensch.“

Prof. Dr. Friedrich Maier
friedrich@maier-puchheim.de

Stellungnahmen zum Text sind dem Autor willkommen!